



PFREUNDSCHUH
in Heidelberg

GERHARD PFREUNDSCHUH

Das Handwerk gestern - heute - morgen

Teil 1 – Gestern

Heidelberg 2024

Copyright © 2024 Gerhard Pfreundschuh

Das Dokument kann kostenlos als PDF-Datei heruntergeladen werden.

Das Urheberrecht gilt insoweit, dass Zitate und Auszüge als solche gekennzeichnet werden müssen. Es ist also eine genaue Quellenangabe erforderlich.

Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen bleibt vorbehalten und beim Autor.

https://www.pfreundschuh-heidelberg.de/downloads/soziale-volkswirtschaft/Pfreundschuh_EG2024.pdf



Folge 123

November 2024


Herausgegeben von der Stadt Eberbach

Eberbach 2024

Schriftleitung: Dr. Marius Golgath

ISSN 0734-4908

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
der GELITA AG

Satz und Druck:
VDS  VERLAGSDRUCKEREI SCHMIDT
91413 Neustadt an der Aisch

Inhalt

Peter Reichert:

Ansprache des Bürgermeisters beim Neujahrsempfang
am 7. Januar 2024 Seite 7

Marius Golgath:

750 Jahre Brombach (1273–2023) – ein historischer Überblick Seite 33

Hubert Richter:

Das Karlstal – Vom Schießgelände zum Festplatz der Eberbacher Seite 65

Christa Haas:

Das bäuerliche Tagwerk – ein Blick in die Sozialgeschichte
von Friedrichsdorf und Umgebung Seite 80

Rainer Hofmeyer:

Eberbacher Sprachschatz (Teil II) – Schimpfwörter
und ähnliche Begriffe in kurpfälzischer Mundart Seite 104

Peter Kirchesch:

Die Anfänge des „Freischütz“ und der Zwingenberger
Schlossfestspiele unter Intendant Guido Johannes Rumstadt.
40 Jahre Festspiele (1983–2023) und Festspielverein (1984–2024) Seite 118

Gerhard Pfreundschuh:

Das Handwerk gestern – heute – morgen (Teil 1 – gestern) Seite 139

Martina Mechler-Flachs / Rainer Mechler:

100 Jahre Glaserei Mechler (1923–2023) – ein Eberbacher
Familienbetrieb mit langer Tradition Seite 156

Peter Zimmer:

Der badische Amtsbezirk Eberbach von 1813 bis 1924
und seine Amtsvorstände Seite 174

Rainer Hofmeyer:

Wer brannte am 10. November 1938 die Eberbacher
Synagoge nieder? Seite 192

Martin Kohler / Christina Frischholz:

„Der ird’schen Güter bestes ist der Frieden; Nichts Schlimm’res
gibt es, als den Krieg hienieden“ Seite 211

<i>Michel Pittet:</i> Die Hotelfachschule Thonon – Ein Ort der deutsch-französischen Erinnerung. Gedenken an sieben Widerstandskämpfer, die vor 80 Jahren in Thonon starben	Seite 225
<i>Karlheinz Mai:</i> Nach Gelde drängt, am Gelde hängt doch alles!	Seite 230
<i>Traudel Brözel / Walter Brözel:</i> Vom Papierhaus Bosch zur Galerie B – die bewegte Historie eines Eberbacher Traditionsgeschäftes	Seite 239
Das Stadt- und Verbundarchiv Eberbach im Jahr 2023 (Archivbericht des Stadtarchivars)	Seite 255
Das Museum im Jahr 2023	Seite 267
Mitteilungen	Seite 272
Ehrungen	Seite 275
Heimatliches Schrifttum	Seite 277
Totenliste 2023	Seite 284
Zeitgeschehen 2023	Seite 288
Statistik 2023	Seite 295

Gerhard Pfreundschuh:

Das Handwerk gestern – heute – morgen (Teil 1 – gestern)

Einleitung

Die vorliegende Abhandlung ist politisch und richtet den Blick auch in die Zukunft. Denn Politik bedeutet, den „*notwendigen zeitgemäßen Wandel*“ in Staat und Gesellschaft durchzuführen, um das langfristige Überleben zu sichern. Während das Recht seinem Sinn und Zweck nach einen festen Rahmen für das Zusammenleben vorgibt, ändern die Politiker das Recht durch die Gesetzgebung (Legislative), um es den Notwendigkeiten des Lebens anzupassen, was nicht immer gelingt.

Dabei verstehen wir die Gegenwart besser, wenn wir die geschichtlichen Entwicklungen und Zusammenhänge kennen. Und beides hilft uns, die Zukunft einzuschätzen. Gerade heute lohnt es sich, in diesem Sinne über das Handwerk nachzudenken. Es wurde schon sehr oft totgesagt, lebt immer noch und wird dringend gebraucht. Die Energiewende könnte scheitern, weil die Handwerker fehlen, um die Technik einzubauen.

Während meiner Zeit als Landrat bat mich eine Runde von etwa zwanzig Mosbacher Damen, die sich „Unternehmerfrauen“ nannten, um ein Gespräch¹. Es waren alles mitarbeitende Ehefrauen aus Handwerksbetrieben, die ihren Sorgen und ihrem Ärger Luft machen wollten und mussten. Sie beklagten die fehlende gesellschaftliche Anerkennung des Handwerks. So sagte die Mitinhaberin eines gutgehenden Elektrobetriebes: „*Unser Sohn soll Elektriker lernen und das Geschäft übernehmen. Doch sein Lehrer meint, er sei zu gescheit für Elektriker, er soll Lehrer werden. Dabei gibt es nichts Besseres als Elektriker. Was muss ich mit unserem Sohn kämpfen!*“. Später konnte ich zu meiner Freude beobachten, dass sich die Mutter durchsetzte. Der Sohn übernahm das Unternehmen und führte es sehr erfolgreich weiter. Alle anwesenden Unternehmerfrauen waren empört über die weit verbreitete Geringschätzung des Handwerks.

Ich verstand ihre Anliegen und gab ihnen voll recht. Mir selbst ist jeglicher Akademikerdünkel fremd. Erst sehr spät, am Ende meiner Militärzeit habe ich mich entschlossen, Geschichte zu studieren und wollte danach Berufsoffizier werden. Das praktische Leben liebte ich. Es dauerte länger, bis die Runde mir glaubte, dass ich einen Handwerker genauso schätze wie einen Studierenden:

¹ Gerhard Pfreundschuh war von 1981–1997 Landrat des Neckar-Odenwald-Kreises, vgl. Gerhard Pfreundschuh, Das badische Bezirksamt Eberbach (1806–1924) im Rahmen der staatlichen Organisation, in: Eberbacher Geschichtsblatt (= EG) 121 (2022), S. 169.

Jeder stiftet auf seine Art einen unverzichtbaren Nutzen. Dazu liefert der weltweit gereiste Journalist Wolfgang Koydl² einen passenden Erfahrungsbericht: *„Als ich in den Vereinigten Staaten lebte, ließ ich eine Alarmanlage im Haus installieren. Es kam ein Mann, der sehr amerikanisch, freundlich, fröhlich und offen war und ausführlich aus seinem Leben erzählte. Ich erfuhr, dass er als Trucker, Verkäufer, Erntehelfer, Tankwart und IT-Mann mit Computeringens gearbeitet hatte. Der Kleidung nach hätte ich ihn eher als Motorradrocker eingeschätzt [...]. Latent schlummernde Zweifel an den handwerklichen Fähigkeiten des Alarmanlagenmannes verdichteten sich zur Gewissheit, als er zielstrebig ein Stromkabel durchtrennte“*. Koydl meinte ironisch, der Mann konnte auf ein erfülltes Berufsleben zurückblicken: *„Eine Elektrikerlehre befand sich jedoch nicht darunter [...]. Ähnliche Erfahrungen mit Handwerkern kann man in verschiedenen Teilen Europas machen: Handwerk mit doppeltem Boden“*³.

Im Anschluss erzählte Koydl seine Erfahrungen mit einem Elektriker in der Schweiz: *„Der versprach sein Kommen pedantisch präzise um 7 Uhr und 10 Minuten am nächsten Morgen. Um 9 nach 7 stand er vor der Tür. Er trug einen frisch gestärkten Overall mit Firmenlogo und einen derart gut sortierten Werkzeugkoffer, dass man wahrscheinlich bei der amerikanischen Raumfahrtbehörde neidisch geworden wäre. Nach 37 Minuten war der Mann fertig [...]. Er erledigte nur seine Arbeit: schnell, sauber, professionell und effizient. Schweizerisch eben. Am Ende fegte er Späne und Staub zusammen“*⁴.

Wolfgang Koydl blickte noch auf die weniger qualifizierten Handwerker in England und Frankreich. Dieser Vergleich lässt sich auf die Industriearbeiter übertragen. Der Schweizer Sinologe Harro von Senger veranschaulichte, wie die Tugenden Genauigkeit und Gründlichkeit einen Chinesen beeindruckten; der meinte: *„Jetzt verstand ich, warum ein vor über 130 Jahren hergestellter deutscher Elektromotor bis auf den heutigen Tag funktioniert“*⁵. Derzeit scheinen sich diese Tugenden zu verflüchtigen, daher die neuerliche Forderung nach Haltbarkeit und Nachhaltigkeit.

Im deutschsprachigen Raum sieht Koydl die Wurzeln dieser Qualität in den mittelalterlichen Zünften mit ihrer Gesellenausbildung und den Meisterbriefen. Und er nennt auch das duale Berufsbildungssystem als das beste Mittel gegen die Jugendarbeitslosigkeit⁶. Damit sind wir zur Geschichte vorgestoßen.

2 Wolfgang Koydl ist Journalist und Autor im Ruhestand. Er arbeitete beim „Münchner Merkur“, bei der BBC, der „Washington Post“, der „Wiener Zeitung“ und bei der Zeitung „Die Presse“ (u.a.). Für die Deutsche Presse-Agentur (dpa) war er Korrespondent in Kairo und Moskau. Für die „Süddeutsche Zeitung“ berichtete er aus Istanbul, Washington, London und Zürich. Ab 2014 war er Redakteur bei der „Weltwoche“ in Zürich. Sein Buch *„Die Besserkönner – Was die Schweiz so besonders macht“* (Zürich 2014), führte in der Schweiz die Bestsellerlisten an.

3 Koydl, Die Besserkönner, S. 93ff.

4 Ebenda, S. 93.

5 Harro von Senger, Supraplanung. Unerkannte Denkhorizonte aus dem Reich der Mitte, München 2008, S. 220; vgl. Rudolf Stadelmann / Wolfram Fischer, Die Bildungswelt des deutschen Handwerkers um 1800. Studien zur Soziologie des Kleinbürgers im Zeitalter Goethes, Berlin 1955.

6 Koydl, Die Besserkönner, S. 93ff.

Die Blüte des alten Handwerks

Als junger Regierungsassessor in Mosbach war ich für den Denkmalschutz zuständig: Da hatte ich Glück. Der Landeskonservator Schubert vom Regierungspräsidium Karlsruhe nahm mich gern und oft mit in den Außendienst. Wir haben uns gut unterhalten. Er freute sich über meine Liebe zur Geschichte und zu den Kulturdenkmälern, die es zu schützen und zu erhalten galt. Dabei zeigte und erklärte er mir etwas Wichtiges und Beachtliches. Herr Schubert sagte:

„Die besten, stabilsten und auch kunstvollsten Bauwerke, die wir heute noch haben, stammen aus der Zeit zwischen 1500 und 1618. Deutschland war damals reich. Das sieht man noch heute. Nach dem Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) wird alles ärmer und weniger haltbar. Das sehen wir an den Fachwerkhäusern und an der Handwerksarbeit überhaupt. Im Barock wird zwar sehr wirkungsvoll und repräsentativ, aber weit weniger solide gebaut“.

Das erläuterte er mir an Beispielen. Auch der Historiker Rudolf Stadelmann stellte fest, dass die „Blüte des deutschen Handwerks“ zwischen 1500 und 1600 war. Handwerkliches Können und Bürgerrecht waren damals ein großes Ziel und fanden allgemeine Anerkennung. Die besten Köpfe aus der bürgerlichen Welt zog es dorthin: „Hans Sachs⁷ im 18. Jahrhundert wäre sicherlich Pfarrer, nicht aber Schuster geworden“⁸. Architekten gab es noch keine, nur Baumeister. Und sie waren schon lange fähig, Dome wie in Speyer und Worms, in Freiburg oder Köln zu bauen. Zahlreiche Stiche alter Städte von Matthäus Merian (1593–1650), Wenzel Hollar u.a. zeigen „blühende“, unglaublich schöne und kunstvolle, große und kleine Städte vor dem 30-jährigen Krieg. Nie mehr wurde so gut und geschmackvoll gebaut. Die Barockzeit versuchte es dann ein letztes Mal. Doch hier werden vor allem die weltlichen und geistlichen Herrschaften bedient, zuvor auch Bürger (z.B. Rathäuser von Erbach, Lüneburg) und Bauern.

Erstaunlich lang ist die Reihe von Handwerkern allein in Süddeutschland, die noch heute als Schöpfer bedeutender Kunstwerke angesehen werden. Das beginnt mit Veit Stoß (1447–1533), Martin Schongauer (1450–1491) und setzt sich fort über Peter Vischer den Älteren (1455–1529), Peter Vischer den Jüngeren (1487–1528), Tilman Riemenschneider (1460–1531), Adam Kraft (um 1460–1509) bis hin zu Albrecht Dürer (1471–1528) und Albrecht Altdorfer (1480–1538). Wer sich in Kunstgeschichte etwas auskennt, dem ist keiner dieser Namen unbekannt. In Italien lebten damals beispielsweise Leonardo da Vinci (1452–1519), Raffael (1483–1520) und Michelangelo (1475–1564).

Über Reichtum und Wohlstand entschied zunächst die Landwirtschaft. Franken war durch Wein und Getreide reich. Eberbach hatte nur den Wald und den Fluss, außerdem lag es im Verkehrsschatten. Es gab hier keine reichen Kauf-

⁷ Hans Sachs (1494–1576) war ein Schuhmacher aus Nürnberg, der sich als Dichter, Meistersinger und Dramatiker hervortat.

⁸ Stadelmann / Fischer, Die Bildungswelt, S. 41.

oder Bankleute. Laut Hansmartin Schwarzmaier war Eberbach eine Kleinstadt „mit einem nicht hohen, durchschnittlichen Lebensstandard“⁹. Trotzdem sieht man auf einer Abbildung von 1619 eine ummauerte Stadt mit Türmen und ansehnlichen Fachwerkgebäuden¹⁰.



Abb. 1: Älteste Eberbacher Stadtansicht von 1619

Vorlage: Stadtarchiv Eberbach, Fotosammlung Nr. 4123

Dieses Zeitalter und diese Kunst sind unwiederbringlich vorüber: „Hand und Kopf“ gingen eine einmalige Verbindung ein. Die besten Hände und die besten Köpfe eilten in die Werkstätten der Meister. Nicht jeder Handwerker war ein Künstler, aber jeder Künstler ein Handwerker. Das Ende dieser Handwerkskunst kam mit der Technik und den Maschinen. Doch zuvor brachte der 30-jährige Krieg einen tiefen Einbruch und Einschnitt. Das wollen wir uns nun genauer anschauen. Dazu empfehlen sich zwei Reiseberichte:

- 1.) Das Reisetagebuch von Michel de Montaigne (1580/81) zeigt ein blühendes und reiches Oberdeutschland vor dem 30-jährigen Krieg¹¹.
- 2.) Zu den Grauen und Zerstörungen des 30-jährigen Krieges schauen wir in den Reisebericht des Engländers William Crowne aus dem Jahre 1636¹². Er gehörte zu einer Gesandtschaft des englischen Königs, die über Mainz, Prag und Linz nach Regensburg (Tagungsort des Reichstages ab 1594) zum Kaiser unterwegs war. Sie sollte sich für den mit einer englischen Königstochter verheirateten Pfälzer Kurfürst Friedrich V. (Winterkönig) einsetzen¹³.

⁹ Hansmartin Schwarzmaier, *Geschichte der Stadt Eberbach am Neckar bis zur Einführung der Reformation 1556*, Sigmaringen 1986, S. 139; siehe auch: Karl-Rudolf Müller, *Älteste Ansicht der Stadt Eberbach am Neckar von 1619*, in: EG 79 (1980), S. 11–36. Die Einwohnerzahlen im Vergleich: Eberbach (1603) rund 1.300 Einwohner, Mosbach 1.700, Heidelberg 5.500, Mainz und Worms 20.000, Nürnberg 25.000 (Schwarzmaier, *Geschichte der Stadt Eberbach*, S. 124f).

¹⁰ Johann Dietrich von Pechmann, *Eberbach im Dreißigjährigen Krieg* (Teil I), in: EG 106 (2007), S. 72.

¹¹ Michel de Montaigne, *Tagebuch der Reise nach Italien über die Schweiz und Deutschland von 1580 bis 1581*, herausgegeben, übersetzt und mit einem Essay versehen von Hans Stilett, Darmstadt 2004.

¹² William Crowne, *Blutiger Sommer. Eine Deutschlandreise im Dreißigjährigen Krieg*, herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Alexander Ritter und Rüdiger Keil, Darmstadt 2012; ursprünglich: William Crowne, *Die Reisen des Thomas Lord Howard*, London 1637. Ausführliche Zitate und Erläuterung beider Berichte, in: Gerhard Pfreundschuh, *Die Geschichte Deutschlands vor und im 30-jährigen Krieg*, Heidelberg 2017; siehe auch: https://pfreundschuh-heidelberg.de/pfreundschuh-heidelberg/verfassungsgeschichte/Reise_1581_und_1636.pdf (letzter Aufruf 04.04.2024).

¹³ Den Reisebericht fertigte ein Sekretär. Michel de Montaigne schrieb jedoch 2/3 seines Berichtes selbst.

Aus dem Reisetagebuch von Michel de Montaigne

Berühmt wurde Montaigne in Frankreich und ganz Europa durch seine Essays¹⁴. Nicht die Tätigkeit als Richter oder Politiker, sondern seine Arbeiten als Privatmann haben ihm bis heute Anerkennung und Nachruhm gebracht. Schauen wir, was er auf seiner Reise sah und uns berichtete. Goethe kannte das Reisetagebuch und schrieb dazu: „*Alles, was einer solchen Feder entfließt, alles, was ein solcher Mensch erkundet, gewinnt für die Zukunft Bedeutung. So habe ich gerade mit großem Interesse die Reisebeschreibungen Montaignes gelesen: Sie bereiten mir an manchen Stellen noch mehr Vergnügen als selbst seine Essays*“¹⁵.

Montaigne hatte eine auffallende Vorliebe für nichtadelige Leute, für Handwerker und Händler. Das kommt an zahlreichen Stellen seines Reiseberichts zum Ausdruck. Greifen wir einige Stellen heraus, wo er über Handwerk, Kunst und Reichtum im damaligen Oberdeutschland berichtet. Da fallen der Reisegruppe vor allem die Sauberkeit, die schmucken Dörfer und die blühenden Städte auf: „*Die Häuser und Kirchen der Stadt [Landsberg am Lech] werden oft neu bemalt, was ihnen ein geradezu blühendes Aussehen gibt; und fast alle, die wir zu Gesicht bekamen, waren erst vor drei, vier Jahren renoviert worden (was wir aus den Daten ersahen, die man dort stets anzubringen pflegt) – als hätte man dies im Hinblick auf unsere Durchreise eigens uns zuliebe getan!*“¹⁶. Von Kempten im Allgäu heißt es: „*Eine Stadt in der Größe von Sainte-Foy sehr schön, reich an Bevölkerung und ansehnlichen Gasthöfen*“¹⁷. Er führt weiter aus: „*Mittenwald: Kleines, dem Herzog von Bayern gehörendes Dorf, recht hübsch längs der Isar gelegen. [...] Im Hotel befindet sich eine Badestube, in der die Gäste für anderthalb Batzen ein Schwitzbad zu nehmen pflegen. Ich tat das ebenfalls, während die Herren zu Abend speisten. Viele Deutsche ließen sich hier mittels Schröpfköpfen zur Ader*“¹⁸.

Oft wird heute von unzureichender Hygiene und Badekultur in früheren Zeiten berichtet. Montaigne weiß es besser: „*Es gibt dort [Baden im Aargau] zwei bis drei öffentliche Bäder, die nicht überdacht sind. Sie werden nur von den armen Leuten benutzt. Die anderen, wesentlich zahlreicheren liegen innerhalb der Häuser [...]. Alle Zimmer haben ihr eigenes Bad direkt neben an [...]. Man hält sich dort gewöhnlich fünf bis sechs Wochen auf, fast den ganzen Sommer über sind die Bäder besucht. Kaum ein anderes Volk bedient sich ihrer in derartigen Massen wie das deutsche. Man benutzt sie seit uralten Zeiten – schon Tacitus erwähnt sie*“¹⁹.

14 Essay (franz.) [Versuch] ist eine geistreiche Abhandlung, in der die wissenschaftliche, kulturelle oder gesellschaftliche Wirklichkeit betrachtet wird. Im Mittelpunkt steht die persönliche Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Thema. Strenge Wissenschaftlichkeit kann vernachlässigt werden. Montaigne hat diese Literaturgattung entwickelt und ihr den Namen gegeben.

15 Montaigne, Tagebuch der Reise, S. 16 (Vorwort).

16 Ebenda, S. 73.

17 Ebenda, S. 66.

18 Ebenda, S. 88 (Das schreibt der Sekretär, der 1/3 des Textes auffertigte).

19 Ebenda, S. 45f.

Eine Annehmlichkeit, die der Reisebericht immer wieder erwähnt, sind die überall in Oberdeutschland anzutreffenden Kachelöfen: *„Wir gaben uns von Anfang an dem Genuss der von Kachelöfen erzeugten Wärme in den Sälen hin – jedenfalls war keiner unter uns, den sie gestört hätte. Beim Eintreten schlägt einem zwar ein etwas dumpfer Geruch entgegen, doch hernach empfindet man die Wärme als angenehm, gleichmäßig und mild [...]. Der Herr de Montaigne hat sich zum Schlafen in einen solchen Saal zurückgezogen und äußerte sich sehr lobend“*²⁰. Dabei soll um diese Zeit eine kleine Eiszeit geherrscht haben, was gerade auch die niederländische Malerei veranschaulichte²¹.

Aus Augsburg wird berichtet: *„So gelangten wir schließlich nach Augsburg, 4 Meilen. Sie gilt als die schönste Stadt Deutschlands (wie Straßburg als die am stärksten befestigte). Bei unserer Ankunft fiel uns als erstes auf, dass man hier einen ungewöhnlichen Wert auf Reinlichkeit legt, denn wir konnten die Stufen der Wendeltreppe zu unseren Zimmern nur über die Stoffmatten beschreiten, mit denen sie abgedeckt waren, damit sie nicht beschmutzt würden – hatte man sie doch eben erst (wie alle Samstage) gewaschen und blank-gescheuert! Auch haben wir in den Gasthäusern niemals Spinnweben oder irgendwelchen Schmutz bemerkt [...]. Dass die Fensterscheiben vor Sauberkeit glänzen, liegt daran, dass die Rahmen nicht wie bei uns fest eingebaut sind, sondern sich nach Belieben öffnen und schließen lassen, was das Putzen erleichtert – und geputzt werden sie unglaublich oft [...]. Generell sind hier die Häuser schöner, größer und höher als in irgendeiner französischen Stadt, die Straßen wesentlich breiter [Augsburg]“*²². Über München steht geschrieben: *„Alles aber sehr sauber. Die Fußböden bohnt man mit gekochter Sägemehlwichse“*²³.

In Augsburg wird die mit Ketten und Zugmaschinen betriebene Brücken- und Toranlage bestaunt: *„Das ist eine der erfindungsreichsten Anlagen, die man je zu Gesicht bekommt. Königin Elisabeth von England hat eigens einen Botschafter nach Augsburg entsandt, damit er den Rat der Stadt ersuche, ihn Einblick in die Arbeitsweise der Maschinerie nehmen zu lassen – wie es heißt, vergeblich“*²⁴.

Mit großer Bewunderung werden die Leistungen der einzelnen Handwerke betrachtet: *„Man verwendet zudem Unmengen an Schmiedeeisen, für dessen Bearbeitung darauf spezialisierte Kunsthandwerker tätig sind. Sie übertreffen uns hierin bei weitem. Außerdem gibt es keine noch so kleine Kirche, die nicht eine prächtige Turm- oder Sonnenuhr aufwiese. Ferner beherrschen die Leute hervorragend die Kunst der Ziegelbrennerei und -verarbeitung; daher bieten die Dächer ihrer Häuser mit den bunten und vielfältigen gemusterten*

20 Ebenda, S. 51.

21 Pieter Brueghel d.Ä., Pieter Brueghel d.J. und Hendrick Avercamp (u.a.): Künstlerische Darstellungen solcher Szenen sind nur aus der Zeit zwischen 1565 und 1640 bekannt.

22 Montaigne, Tagebuch der Reise, S. 74.

23 Ebenda, S. 87.

24 Ebenda, S. 83.

*Klinkern einen wunderschönen Anblick; das gleiche gilt für die Bodenfliesen in den Zimmern. Und nichts Wohlgefälligeres gibt es als ihre aus Ton gebrannten Kachelöfen. Auch verwendet man hier reichlich Tanne, und sie haben höchst geschickte Zimmerleute und Küfer. Alle Fässer sind zum Beispiel rundum mit Schnitzereien geschmückt, die meisten gefirnisset und bemalt*²⁵.

Über Rovereto, der letzten größeren Stadt im alten Welschtirol (Trentino), ist zu lesen: *„Die Stadt gehört dem Erzherzog. Im Gasthof trafen wir nun wieder auf das von daheim Gewohnte, so dass wir nicht nur der Sauberkeit der deutschen Zimmer und Einrichtungen samt Glasscheiben nachtrauerten, sondern auch den Kachelöfen, die der Herr de Montaigne weitaus behaglicher gefunden hat als unsere Kamine“*²⁶. Auch die Dörfer im Trentino finden keinen Gefallen: *„Kleines Dorf mit miserablem Gasthof, wie alle an dieser Straße bis Verona“*²⁷.

Das ließ sich noch lange fortsetzen. Der Sekretär rückt das große Lob seines Herrn über Deutschland etwas zurecht: *„Natürlich floss in sein positives Urteil über dieses Land auch ein wenig die leidenschaftliche Verachtung seines eigenen ein, das ihm aus anderen Gründen zuwider und verhasst war“*²⁸. Doch unabhängig davon zog er die hiesigen Annehmlichkeiten der französischen Lebensweise entschieden vor, und er passte sich ihnen sogar so weit an, dass er den Wein ohne Wasser trank. Wenn es freilich darum ging, um die Wette zu trinken, wurde er lediglich aus Höflichkeit dazu eingeladen, denn man hatte gemerkt, dass er niemals mitmachte²⁹.

In Oberdeutschland lebte man freilich teurer als in Frankreich. *„Die Deutschen haben die gute Eigenschaft, vom ersten Wort an zu sagen, welchen Preis sie verlangen: Handeln hat da wenig Zweck. Sie sind zwar Prahlhänse, Choleriker und Trunkenbolde, aber, sagt der Herr de Montaigne, weder Betrüger noch Spitzbuben“*³⁰.

Auch gegessen wird gut und reichlich: *„Weil die einzelnen Gänge so lang sind, dauern die einfachsten Mahlzeiten drei bis vier Stunden – und auch weil man hier weit weniger hastig isst als bei uns, was zudem der Gesundheit dient“*³¹. An Lebensmitteln herrscht ein großer Überfluss, namentlich an Fisch und Fleisch. Die Esstische können die Fülle kaum fassen, zumindest war das bei unserm so³².

Montaigne schaute sich immer an, wie die „einfachen Leute“ behandelt wurden. So berichtete er von Basel: *„Das Dienstpersonal isst mit der Herrschaft zusammen, entweder am selben Tisch oder daneben“*³³. Und in Lindau war es

25 Ebenda, S. 40.

26 Ebenda, S. 105.

27 Ebenda, S. 108.

28 Er spielt wohl auf den Religionshass an. Es gab in Frankreich acht Hugenottenkriege.

29 Montaigne, Tagebuch der Reise, S. 63f.

30 Ebenda, S. 63f.

31 Heute ist es genau umgekehrt, wie jeder Frankreichbesucher weiß.

32 Montaigne, Tagebuch der Reise, S. 43.

33 Ebenda, S. 41.

nicht anders: „Man lädt hier sogar die Bediensteten für zwei bis drei Stunden an die Tafel zum Mittrinken ein“³⁴. Und in Konstanz hat er festgestellt: „Die Bauern geben ihrem Gesinde zum Frühstück ganz flache, mit Fenchel gewürzte Brotfladen, darauf eine Schicht fein gehackter Speck und Knoblauchzehen“³⁵. In Eberbach am Neckar und im Odenwald lebte man bescheidener. Hier gab es vor allem die Zünfte für den täglichen Bedarf wie Bäcker und Metzger³⁶. Auch Zimmerleute, Wagner, Brunnenmacher, Gastwirte, Messerschmiede, Schuster, Schneider und Schlosser waren vertreten³⁷.

Im Jahre 1617 gab es in Eberbach elf gewerbsmäßige Fischer. Sie waren in einer Zunft organisiert und hatten ein eigenes Fischergericht. Außerdem gab es die Neckarschiffer, deren Zunft überregional war und alle Schiffsleute zwischen Mannheim und Heilbronn umfasste³⁸. Hinzu kamen Schiffsbauer, Flößer und Holzhändler: Vom Fluss und vom Wald lebten viele.

Dieses Jahrhundert war nicht nur wohlhabend und kunstfertig. Es war auch bis zum „gemeinen Mann“ geistig äußerst rege, gedankenschwer und leidenschaftlich religiös. Doch die Gewitterwolken ziehen bereits am Horizont auf. Montaigne beobachtete mit zunehmender Abscheu die religiösen Auseinandersetzungen. In Süddeutschland fällt ihm noch höchst angenehm auf, dass sie im Gegensatz zu Frankreich unblutig ausgetragen wurden³⁹. Genau 37 Jahre später kam alles ganz anders, der 30-jährige Krieg begann.

Deutschland im 30-jährigen Krieg

Blutig, bitter, machtpolitisch und gesamteuropäisch war dann der Große, der 30-jährige Krieg (1618–1648). Nur in die oberdeutschen Alpenländer konnten die Schweden und Franzosen sowie ihre deutsch-protestantischen Verbündeten nicht eindringen. Im Übrigen wurde Deutschland gründlich und grausam zerstört. Dabei plünderte man die Bevölkerung ohne Unterschied von katholischen wie protestantischen Truppen aus. Zum Krieg kamen noch Seuchen, wie die Pest. Schwerpunkte waren Franken und die Kurpfalz.

Schauen wir in den Reisebericht des Engländers William Crowne aus dem Jahre 1636. Er gehörte, wie erwähnt, zu einer Gesandtschaft des englischen Königs, die zum Kaiser reiste. Das Tagebuch führte, wie zunächst auch bei Montaigne, ein Sekretär. Es ist der erst 18-jährige William Crowne. Der

34 Ebenda, S. 64.

35 Ebenda, S. 60.

36 Zu den Zünften: Bruno Schmitt, Zünfte der Eberbacher Handwerker (Teil 1), in: EG 108 (2009), S. 51–68; Bruno Schmitt, Zünfte der Eberbacher Handwerker (Teil 2), in: EG 109 (2010), S. 35–62; Bruno Schmitt, Zünfte der Eberbacher Handwerker (Teil 3), in: EG 110 (2011), S. 38–68; Bruno Schmitt, Zünfte der Eberbacher Handwerker (Teil 4), in: EG 111 (2012), S. 38–68.

37 Pechmann, Eberbach im Dreißigjährigen Krieg, S. 72f.

38 Ebenda, S. 72; siehe auch: Hanns Heimann, Die Neckarschiffer. Beiträge zur Geschichte des Neckarschiffgewerbes und der Neckarschiffahrt, erster Band, Heidelberg 1907; Heinrich Walz / Kurt Werner, Eberbach am Neckar – 650 Jahre Schifffahrt, Eberbach 2000.

39 Montaigne, Tagebuch der Reise, S. 412.

wichtigste Reisende war der Gesandte des englischen Königs, Thomas Lord Howard, Earl of Arundel.

Die Reisegesellschaft kam auf ihrem Rückweg von Regensburg durch Külsheim. In dessen heutigem Ortsteil Uissigheim amtierte damals der Lienhard II. (Leonhard) Pfründschick (geboren um 1600, urkundlich erwähnt noch 1673) als Schultheiß⁴⁰. Er ist mein elfter, direkter Vorfahre⁴¹. Wie sah es dort aus? Der Sekretär Crowne hält fest:

„In der Nacht zum 17. Tage reisten wir mit einem neuen Geleit nach Bischofsheim [Tauberbischofsheim], einer im Tal gelegenen, von Hügeln umringten Stadt, die dem Bischof von Mainz gehört und durch die der Fluss Tauber fließt. Wir reisten an diesem Tag vier niederländische Meilen; einen Großteil davon durch dichtes Waldgebiet. Früh am nächsten Morgen zogen wir von dort weiter durch ein Dorf namens Külsheim und verschiedene andere arme Dörfer, die abgebrannt und ausgeplündert waren. Wir reisten durch hügelige Waldgebiete, wo die Kroaten eine ständige Gefahr darstellten. Wir erblickten einige von ihnen, die den Wald durchforsteten. Es gab 6000 oder mehr von ihnen um uns. In verschiedene Kompanien aufgeteilt, zogen sie plündernd und raubend durch die Landschaft. Diesen Tag reisten wir 5 Meilen nach Miltenberg. Eine niederländische Meile, bevor wir dort ankamen, schlugen wir den alten Weg nach Neunkirchen ein, dieser verarmten abgebrannten Stadt, die ich zuvor erwähnt hatte und die jetzt von lediglich vier oder fünf armen Menschen bewohnt wird [...]. Weiter ging unsere Reise durch schrecklich zerstörte Dörfer [...]. Während all dieser Zeit waren wir der Gefahr von marodierenden kroatischen Banden ausgesetzt“⁴².

Auch die örtlichen Chronisten aus dem Taubertal erzählen uns aus dieser Zeit. Sie werden in den Heimatbüchern zitiert. Aus Hundheim, dem Nachbarort von Uissigheim und ebenfalls ein Ortsteil von Külsheim, berichtet eine zeitgenössische Quelle: *„Wie an anderen Orten die guten Leute jämmerlich gepeinigt, Weiber und Töchter misshandelt, sonsten greulich gehaust wurde durch Rationierung und Hinwegnahme der Pferde, des Viehs, die Flecken aufs äußerste ruiniert und mit Brand verderbt worden, wird man leider nur zu viel vernehmen“⁴³.* Doch das alles war noch nicht genug des Elends. Die Truppen

40 Die Pfreundschuh hießen ursprünglich „Pfründschick“ (= Pfründe-Verwalter). Mein Urgroßvater stammte noch aus Uissigheim: Gerhard Pfreundschuh, Die Pfreundschuh in Hochhausen und Uissigheim, Heidelberg 2007, S. 4; siehe auch: https://pfreundschuh-heidelberg.de/pfreundschuh-heidelberg/familiengeschichte/Die_Pfreundschuh-05-12.pdf (letzter Aufruf 04.04.2024).

41 Der Lienhard Pfründschick hatte erfolgreich mit dem Abt von Bronnbach über die Senkung der Gülten auf 1/3 verhandelt. Urkunde im Staatsarchiv Wertheim R-S 2 Nr. 196 (Abrechnung mit der Gemeinde Uissigheim wegen ihres gelieferten als den Dritteil pro toto des 1637. Jahres Gültkorns / Laufzeit 1638). Die Akte ist digitalisiert: https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/bild_zoom/thumbnails.php?bestand=53163&id=8487837&gewachteSeite=07_0000061687_0004_7-61687-4.jpg&groesseThumbnails=400&thumbnailsProSeite=10 (letzter Aufruf: 04.04.2024).

42 Crowne, Blutiger Sommer, 74f.

43 Helmut Lauf, Uissigheim im Spiegel seiner 1200jährigen Geschichte, Uissigheim 1966, S. 85.



Abb. 2: Von Handwerkern kunstvoll verziertes Pfreundschild-Wappen am „Engel“ in Hochhausen (Tauber)
Vorlage: Dr. Gerhard Pfreundschuh

schleppten Seuchen ein: 1635 wütete die „Rote Ruhr“ und 1636 vernichtete die Pest ganze Ortschaften⁴⁴.

Wie sah es damals, 1635 in Eberbach aus? Durch Krieg und Pest befanden sich die Kurpfalz und Eberbach in einer trostlosen Lage. *„Nicht nur die Kriegshandlungen hatten das Land verwüstet, sondern es brach auch noch eine ansteckende Krankheit aus, die sich über die ganze Pfalz ausbreitete. Die Quellen sprechen gemeinhin von der ‚Pest‘ [...]. Auch Typhus, Cholera oder Ruhr wurden als Pest bezeichnet. [...] die Pest wütete so unglaublich stark, dass, wenn Gott nicht bald seinen Zorn sinken läßt, kein Mensch von Bürgern oder Bauern und von den Soldaten wenig überleben werden“*⁴⁵. In Heidelberg waren nur noch 300 Bürger am Leben, in Mosbach 170 Personen: *„Die Pfalz glich der arabischen Wüste. Vom Hunger gequält, genossen die Menschen Gras, Blätter, Tierfelle und Baumrinde; Schnecken galten ohne Salz und Schmalz als Leckerbissen“*⁴⁶.

Für Eberbach war 1635 ein Jahr völliger Anarchie. Ein zeitgenössischer Chronist berichtet über Mosbach: *„Daß Stättlein anno 1635 voller Kroaten und Tragoner gelegen, alleß drunter und drüber gängen, kein Burger sagen können, waß sein aigen seye, sondern alleß in der Soldaten Händen gestanden, [...] darauß leicht hin zu ermeßen, wie das Stättlein in Grund erschöpft worden“*⁴⁷.

Nicht nur die Bevölkerung, auch die Truppen litten und hungerten. Das stattliche Elternhaus des genannten Schultheiß Lienhard II. in Hochhausen (Tauber) beschlagnahmte Feldmarschall Tilly. Sein Vater Lienhard I. hatte es 1612 erbaut, wie am Fachwercke steht⁴⁸.

⁴⁴ Ebenda, S. 85.

⁴⁵ Bruno König, Dallau im Elztal. 1200 Jahre Ortsgeschichte 1772–1972, Elztal 1974, S. 133, zitiert nach: Johann Dietrich von Pechmann, Eberbach im Dreißigjährigen Krieg (Teil 2), in: EG 107 (2008), S. 56.

⁴⁶ Theophil Lang, Die Hauptstadt der Kleinen Pfalz. Bilder aus der Vergangenheit des zwölfhundertjährigen Mosbach, Karlsruhe 1936, S. 55, zitiert nach: Pechmann, Eberbach im Dreißigjährigen Krieg (Teil 2), S. 58.

⁴⁷ Ebenda, S. 58.

⁴⁸ Er ist mein 12. Vorfahre; siehe mit Abbildungen: Die Pfreundschuh in Hochhausen und Uissigheim, S. 4, https://pfreundschuh-heidelberg.de/pfreundschuh-heidelberg/familiengeschichte/Die_Pfreundschuh-05-12.pdf (letzter Aufruf am 04.04.2024).

Es ist der „Engel“ in Hochhausen, dort bezog Tilly Quartier. Er schickte am 3. November 1631 seinem Landesherren, dem Herzog, seit 1623 Kurfürst Maximilian von Bayern, einen Lagebericht, darin lesen wir:

„Seit drei Tagen befinde ich mich hier mit meinen Leuten und Seiner Durchlaucht, des Herzogs von Lothringen. Ich kann nicht von der Stelle, denn meine armen Soldaten sind nackt und sterben vor Hunger; überdies ist schlechte Witterung eingetreten und hat so grimmig gehaust, dass die Regimenter wie Schnee zusammenschmelzen. Die Armee ist dermaßen verwundet, dass es unmöglich ist, länger zu widerstehen. Darum habe ich mit den Generalen Seiner Durchlaucht[,] des Herzogs von Lothringen, jener Seiner kayserlichen Majestät und deren Euer Durchlaucht Kriegsrat gehalten, wobei wir die Notwendigkeit erkannt, alle meine Truppen in das Oberland zu führen, wo sie etwas besser gedeckt sind. Sie bedürfen Kleidung, Nahrung und Erholung, wenn man sie vor einem gänzlichen Verderben erretten will“⁴⁹.

Wenn es den Soldaten so elend ging, wie viel schlimmer muss es für Bewohner gewesen sein. Endlich kam es 1648 in Münster und Osnabrück zum Westfälischen Frieden. Die Bevölkerungsverluste waren örtlich unterschiedlich. In Franken und der Kurpfalz sollen sie bei 50 % bis 70 % gelegen haben⁵⁰. In den deutschen Alpenländern gab es keine, in Nordwestdeutschland wenig Bevölkerungsverluste.



Abb. 3: Das Fachwerkhaus („Engel“) in Hochhausen (Tauber) aus dem Jahre 1612 als Beispiel für die Handwerkskunst vor dem 30-jährigen Krieg (1618–1648)

Vorlage: Dr. Gerhard Pfreundschuh

49 Bayerisches Haupt- und Staatsarchiv, Kurbayern Äuß. Archiv 2396, hier zitiert nach: Lauf, Uissigheim, S. 83f. Eine Fotokopie dieses fünf Seiten langen Schreibens von Tilly aus dem „Engel“ hat mir der Heimatforscher und Direktor des Ganztagsgymnasiums Osterburken, Dr. Elmar Weiß, geschenkt. Es ist teilweise verschlüsselt und für mich nicht lesbar.

50 Georg Schmidt, Der Dreißigjährige Krieg, München 2010, S. 91f; Gerhard Schormann, Der Dreißigjährige Krieg, Göttingen 1985, S. 119f. Im Herzogtum Württemberg, das 1618 etwa 400.000 Einwohner gehabt haben soll, lebten 1648 nur noch 50.000 Menschen. In der Grafschaft Henneberg (Franken) verminderte sich die Einwohnerzahl von 60.000 auf 16.000. In Frankenthal (Pfalz) gab es von ehemals 18.000 Menschen nur noch 324 Personen.

Wenn wir die Zeit nach 1600 bis 1700 mit Abstand betrachten, dann ist die wirtschaftliche und wissenschaftliche, die kulturelle und geistige Leistung Deutschlands für rund ein Jahrhundert ausgefallen. Das war ein Verlust für ganz Europa. Aus Sicht zahlreicher Historiker hat sich Deutschland vom 30-jährigen Krieg nie ganz erholt. Das 18. Jahrhundert war für den „gemeinen Mann“ und seine Familie ebenfalls oft durch Hungerjahre und agrarische Knappheit geprägt⁵¹. Das zeigen dann die Bauwerke, wie mir der Landeskonservator Schubert erklärte. Auch die Bestimmungen des Westfälischen Friedens wirkten bis ins 19. und 20. Jahrhundert: Deutschland wurde zur „verspäteten Nation“⁵².

Kunst – Handwerk – Technik

Das alte Handwerk erholte sich teilweise bis etwa 1700. Es blieb die tragende Säule der Wirtschaft bis zum Siegeszug der modernen Technik mit ihrer industriellen Fabrikware. Das begann langsam ab der Erfindung einer praxistauglichen Dampfmaschine durch James Watt (1769).

Zum Verständnis des alten Handwerks ist wichtig, dass es noch keinen Unterschied zwischen Kunst, Handwerk und Technik gab: *„Kunst als Handwerk, Kunst als Architektur, Kunst als Technik. Die Begeisterung hierfür gibt seiner Sprache [de Montaignes] eine immer größere Konturenschärfe, wobei aber seine ästhetische Konzeption einer engstmöglichen Verflechtung von Menschen- und Naturwerk stets bestimmend bleibt“*⁵³. Montaigne wünschte sich vom *„gemalten und skulptierten Kunstwerke seiner Zeit (wie der Philosophischen Werke) deren Naturalisierung“*, also Nähe zur Wirklichkeit und Natürlichkeit.

Der Schriftsteller Hans Stilett sagt es so: *„So sah er dieses Ideal nämlich im Sinne der Schönheit alles Funktionsgerechten und dem Menschen Förderlichen auf jenem Gebiet des produktiven Tätigseins weitgehend verwirklicht, das sich unter dem antiken Begriff der *téchne*“⁵⁴ zusammenfassen lässt [...]. Vor allem aber nimmt die Beschreibung dessen, was heute technische Errungenschaften heißt, im Reisetagebuch einen hervorragenden Platz ein [...]. Im*

51 Michael Stürmer, *Herbst des Alten Handwerks. Zur Sozialgeschichte des 18. Jahrhunderts*, München 1979; vgl. dazu auch die Buchbesprechung durch Otto Borst in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ vom 05.07.1980: „Herbst“ des Alten Handwerks – Agonie oder Übergang? Die Zunft als Lebensgemeinschaft / Quellen zur Sozialgeschichte im 18. Jahrhundert.

52 Vgl. Wolfgang Lautemann / Manfred Schlenke (Hg.), *Geschichte in Quellen. Renaissance, Glaubenskämpfe, Absolutismus, dritter Band*, München 1966, S. 342ff (Absprachen der französischen und schwedischen Partei zum Frieden).

53 Hans Stilett, *Im Turm und auf Tour – Essays und Reisetagebuch. Montaignes Diptychon der Selbst- und Welterfahrung*, in: Montaigne, *Tagebuch*, S. 415.

54 *τέχνη* = Kunst, Kunstfertigkeit, Technik, Wissen. Die Wissenschaft dazu ist die Technologie (vgl. u.a. *Philologie* = Sprach- und Literaturwissenschaft). Die Anwendung von Wissenschaft ist eben Technik (ohne „logie“).

*kleinen wiederum geht er selbst auf die handwerkliche Materialverarbeitung akribisch ein, ob es sich nun um Holz oder Eisen handelt, um Ton oder Glas*⁵⁵.

Wir haben hier eine Art Beschreibung der „alten Kunst“ vor uns. Sie unterscheidet sich grundlegend von der „modernen Kunst“, bei der sich Kunst und Technik getrennt haben. Ein erster deutscher Ausdruck für „Industrie“ war daher „Kunstfleiß“. Man denke an Kunsthonig, Kunststoff (usw.). Zug um Zug ersetzte die Technik (Fabrikarbeit) viele Handwerksarbeiten (z.B. Fotos statt Ahnenbilder in Ölfarbe)⁵⁶.

Noch 1807 vermerkt das „Zweite Badische Constitutions-Edict“ von den Städten, dass ihre *„Haupteinrichtung auf Nahrung durch Gewerbsamkeit und Kunstfleiß berechnet“*⁵⁷ sei. Erhalt der „auskömmlichen Nahrung“ und des „gerechten Preises“, nicht „Gewinn“ und „Wachstum“ erstrebten die Zünfte.

Die alte Kunst und das alte Handwerk waren eine Einheit. Schafft der Meister ein gelungenes und geschmackvolles Werk, dann ist das ein Kunstwerk. Das gilt für alle Gegenstände des täglichen Bedarfs (vom Fachwerkhaus bis zur Kochkunst). Ein Spenglermeister sagte noch in den letzten Tagen der Zunft zu seinen Gesellen: *„Kinder, in der Arbeit muss Musik liegen, jeder Hammerschlag muss berechnet sein, man muss mit der Arbeit sprechen können, der gefällige Geschmack muss sie repräsentieren“*⁵⁸. Das alles hat der Historiker Rudolf Stadelmann gut herausgearbeitet. Er spricht vom „Trivium“, dem Dreiklang, der vom Handwerksmeister verlangt wurde: *„Handfertigkeit, Sauberkeit und Schmuckheit des Werkstücks“*⁵⁹.

Die Zunftgesetze hatten den Schreibern verboten, Eisennägel zu verwenden. Als sie weggefallen waren, eröffnete in Clausthal ein Möbelmagazin, das mit zusammengenagelter Fabrikware die Kundschaft anzog. So sah sich der Tischlermeister Paul Ernst in der dortigen Gegend gezwungen, auch eine Ladung Fabrikmöbel zu kaufen: *„Aber er brachte sie heimlich des Nachts auf sein Lager, denn er schämte sich, und einige Zeit danach fand man ihn erhängt“*⁶⁰. Damit sind wir zur „Handwerksehre“, zur „Ehrbarkeit“ vorgedrungen.

Doch bevor wir uns dem Handwerkerethos zuwenden, stellt sich die Frage, was Kunst im heutigen, modernen Sinne ist. Denn die Juristen müssen sich damit beschäftigen. In Art. 5, Abs. 3, S. 1 Grundgesetz steht: *„Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei“*. Die Kunstfreiheit ist ein Grundrecht, das in höchst angesehener und lebenswichtiger Gesellschaft (Wissenschaft, Forschung und Lehre) angesiedelt ist, und an erster Stelle genannt wird. Doch es fällt Juristen und Kommentatoren äußerst schwer, uns zu sagen, was Kunst im heutigen Sinne ist.

55 Stilett, Im Turm und auf Tour, S. 415.

56 Einen Übergang bilden die Manufakturen, arbeitsteilige Großbetriebe wie die Meißner oder Frankenthaler Porzellanmanufakturen.

57 Zweites Constitutions-Edict, S. 12 („Kunst“ noch im Sinne von handwerklicher Kunstfertigkeit).

58 Stadelmann / Fischer, Die Bildungswelt, S. 90.

59 Ebenda, S. 87.

60 Ebenda, S. 91.

Im umfassenden Grundgesetz-Kommentar von Michael Sachs heißt es zum Inhalt der Kunstfreiheit: „Die sachliche Gewährleistung ist äußerst schwierig zu bestimmen [...]. Der Versuch läuft um so mehr auf eine Quadratur des Kreises hinaus, als und wenn die Kunstfreiheit einerseits von der Verfassung vorbehaltlos gewährleistet wird, [...] andererseits aber nur in einer Rechtsordnung denkbar ist, die Schutz und Schranke ist [...]. Die Kunst, die Art. 5 III 1 für frei erklärt, kann nicht generell definiert werden“⁶¹. Mit anderen Worten: Wie soll ich „Kunst“ schützen, wenn ich gar nicht weiß, was Kunst ist?

Weiter wird ausgeführt: „Als Unterscheidungskriterien scheiden ‚gut‘ oder ‚schlecht‘, ‚wertvoll‘ oder ‚wertlos‘, ‚schön‘ oder ‚hässlich‘, ‚richtig‘ oder ‚falsch‘ und ähnliche Bewertungsmuster aus. Eine Niveauekontrolle liefe auf eine verfassungsrechtlich unstatthafte Inhaltskontrolle hinaus“⁶². Der Jurist Theodor Maunz meinte am Beispiel einer Bauchtänzerin: „Kunst ist, was mit dem Anspruch auf Kunst auftritt. Würde dieser Anspruch abgelehnt, dann träte der Staat als Kunstzensor auf, was Art. 5 III GG verbietet“⁶³.

Das Bundesverfassungsgericht hat eine Begriffsbestimmung gefunden, die insoweit passt, als sie ganz gut die Abgrenzung zur alten Kunst ermöglicht: „Das Wesentliche der künstlerischen Betätigung ist die freie schöpferische Gestaltung, in der Eindrücke, Erfahrungen, Erlebnisse des Künstlers durch das Medium einer bestimmten Formensprache zu unmittelbarer Anschauung gebracht werden [...]. Beim künstlerischen Schaffen wirken Intuition, Phantasie und Kunstverstand zusammen; es ist primär nicht Mitteilung, sondern Ausdruck und zwar unmittelbarster Ausdruck der individuellen Persönlichkeit des Künstlers“⁶⁴.

Unterschiede zwischen alter und moderner Kunst bestehen somit darin, dass

- (1.) moderne Kunst und Künstler ganz individualistisch geprägt sind. Der moderne Künstler ist eher der Bohemien aus dem Pariser Quartier Latin. Er ist oft antibürgerlich und gesellschaftskritisch, arm und idealistisch. Der alte Künstler ist dagegen ein Meister, der mitten in seiner Stadtgesellschaft steht und lebt. Er schafft für seine Kundschaft.
- (2.) Kunst ist für den „ehrbaren Meister“ ein hohes Können; er stellt sich der Niveauekontrolle durch das Publikum, die Zunft und seiner Abnehmer (Bürger, Adel oder Fürsten).
- (3.) Der alte Handwerker ist tief religiös und Träger des örtlichen und zünftigen Gemeinnsinns. Dass Kunst nicht „gut“ oder „schlecht“, „wertvoll“ oder „wertlos“, „schön“ oder „hässlich“, „richtig“ oder „falsch“ sein soll, würde er nicht verstehen⁶⁵. Damit kommen wir zum Handwerkerethos, zur „Ehrbarkeit“.

61 Michael Sachs, Grundgesetz. Kommentar, achte Auflage, München 2018, Art. 5, RdNr. 182f.

62 Bundesverfassungsgericht (BVerfGE) 75, 369 (377), zitiert nach Sachs, Grundgesetz, Art. 5, RdNr. 187.

63 Selbst erlebt im Maunz-Seminar als Jurastudent in München.

64 Sachs, Grundgesetz, Art. 5, RdNr. 186.

65 Das Dilemma des Bundesverfassungsgerichts besteht darin, dass autoritäre und totalitäre Staaten bestimmen wollen, was „gut“ oder „böse“, „wertvoll“ oder „wertlos“ usw. ist. Das gilt z.B. auch für die Meinungsfreiheit (vgl. George Orwell 1984).

Die Ehrbarkeit

Auf unzähligen Grabinschriften ist eingraviert: „*Hier ruht der / die ehrbare N.N.*“⁶⁶. „*Woran erkennt man den Maurer?*“, fragt das Grußzeremoniell der Maurergesellen: „*An der Ehrbarkeit*“ und in den sogenannten „*Sieben Worten, den sieben Sätzen, die den Maurern als Erkennungszeichen der Zünftigkeit dienen, kommt siebenmal das Wort ‚Ehrbar‘ vor*“⁶⁷.

Werfen wir dazu einen kurzen Blick in das Haus eines ehrbaren Handwerksmeisters. Von Georg Christof Keferstein und seiner Papiermühle wird aus der Zeit um 1790 berichtet: „*Jedermann war in diesem Hause willkommen, nur musste er sich in die Hausordnung fügen, und ‚alle bildeten eine wohlgegliederte Familie, in welcher die Religiosität den Grundton angab‘. Das Essen war in der Gesellen- und Herrenstube fast gleich, nur dass der Hausherr und seine Gäste Wein, die Gesellen und die engere Familie Bier tranken. Nach dem Dankgebet las der Hausherr in der Gesellenstube eine Predigt, dann hielt er seinen Mittagsschlaf, während die übrige Gesellschaft sich zerstreute; einige der Gäste gingen in den Garten, die anderen mit den Gesellen zur Kegelbahn. [...] alle bildeten eine wohlgegliederte Familie, in welcher die Religiosität den Grundton angab*“.

In diesem Hause regierte der Hausherr nach seinen eigenen Worten, wie der Präsident einer Republik. Er ist nicht König, der absolut herrscht, denn die Gesellen können ihn vor der Zunft verklagen, und er muss sich unparteiischen Richtern fügen; doch er ist mehr als ein Familienoberhaupt. Er ist „Hauswirt“, der die Papiermühle und alles, was damit zusammenhängt, wie eine kleine Republik „dirigieren“ muss⁶⁸. „Mit Gott“ wurden die Geschäftsbücher eröffnet. Hierzu sei noch ein anschauliches Zitat des Volkswirtschaftlers Werner Sombart angeführt:

„*Die Familiengemeinschaft ist der älteste Träger dieser Wirtschaftsform [= Handwerk], und sie bleibt es auch dann noch, als schon fremde Personen zur Mitwirkung herangezogen werden. Geselle und Lehrling treten in den Familienverband ein mit ihrer ganzen Persönlichkeit und werden von ihm umschlossen, zunächst in der gesamten Betätigung ihres Daseins. Die Familie samt Gesellen und Lehrlingen ist Produktion- und Haushaltseinheit. All ihre Glieder sind Schutzangehörige des Meisters, sie bilden mit ihm ein organisches Ganzes, ebenso wie es die Kinder mit ihren Eltern tun*“⁶⁹.

66 „Anno domini 1583 dise Dag den 24. Septembris früe umb 7 ur ist in Got seliglig verschiden die erbar und dugentsame Margareta Klockin des ernhaften und achtbarn Jacob Pfrundsigen Schulthessen zu Hochhausen gewesene Hausfraw deren und aller christglabigen Seelen Got der almechtig gnedig und barmherzig sein wol Amen 1584“ (Epitaph [Gedenkplatte] in der Pfarrkirche zu Hochhausen / Tauber). Der Text ist bei „Ernst Cucuel / Hermann Eckert, Die Inschriften des badischen Main- und Taubergrundes (Wertheim-Tauberbischofsheim), Stuttgart 1942“, unter Nr. 262 abgedruckt. Er ist auch in der Pfarrkirche Hochhausen / Tauber noch gut zu lesen (für die Lesbarkeit wurde die Transkription der Inschrift angepasst).

67 Stadelmann / Fischer, Die Bildungswelt, S. 81 (mit weiteren Nachweisen).

68 Ebenda, S. 117 (Gestalten aus dem Handwerkerstand, Georg Christoph Keferstein).

69 Werner Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert, Darmstadt 1954, S. 56. Das Buch galt noch zu meiner Studienzeit als ein Klassiker der Wirtschaftsgeschichte.

Die Zunft umfasste, wie die Kirche und die Familie, das ganze Leben. Sie bot den Zunftgenossen soziale Sicherheit und war soziale Heimat sowie Ort der Geselligkeit. Die Sorgepflicht für Witwen und Waisen hatte die Zunft. Auch bei den Gesellenbruderschaften gilt bei Krankheit und Tod die Beistandspflicht. Es existierten Bruderschaftskassen für in Not geratene Genossen⁷⁰. Im saarländischen Bergbau gab es genossenschaftliche Hilfskassen und Baugenossenschaften, die vom Landesherrn unterstützt wurden⁷¹. Sie dienten als Anregung für Bismarcks Sozialversicherungen.

Wie in der Familie gab es nicht die strenge Trennung von Arbeitszeit und Freizeit. Daher wird das vorindustrielle Arbeitsleben oft als sehr ausbeuterisch dargestellt. Meist 16 Stunden am Tag hätten die Handwerksburschen arbeiten müssen. Dabei wird vergessen, dass es bis zu 100 Feiertage im Jahr gab. Als Maximilian von Montgelas⁷² (leitender Minister in Bayern zwischen 1799–1817) die meisten von ihnen abschaffen wollte, kam es zu wilden Protesten, vor allem der Handwerksgesellen. Und der Kampf der Gesellen um den „*blauen [arbeitsfreien] Montag*“ zieht sich durch die ganze Handwerksgeschichte. Das zeigt uns, dass das Verhältnis Meister, Geselle und (!) Lehrling nicht immer spannungsfrei war.

Die Zunft hatte gegenüber Gesellen und Lehrlingen auch eine erzieherische Aufgabe, indem sie über „die gute Aufführung, die saubere Arbeit und den Lebenswandel“ zu wachen hatte. Hier mischte es und kam natürlich zu Missbräuchen. Daher schärfen die Polizeivorschriften des Obrigkeitsstaats mit umfangreichen Vorgaben den Meistern ein, ihre Ausbildungs- und Sorgepflichten wahrzunehmen: „*Die Lehrlinge sollen nicht geschlagen und handwerksfremd beschäftigt werden, sie sollen angemessene Freizeit und gute Kost erhalten und nicht der Willkür der Gesellen ausgeliefert werden*“⁷³. Nun können wir z.B. von den Paragraphen des Strafgesetzbuchs nicht auf die Häufigkeit der Straftaten schließen. Oft werden die „Missstände“ in den einschlägigen Polizeivorschriften von Historikern zu Unrecht als Zustandsbeschreibungen gewertet. Hier ist Vorsicht geboten⁷⁴. Allerdings sind bis heute der Ton und die Umgangsformen im Handwerk zum Teil rau und ruppig⁷⁵. Das schadet dem Ansehen des Handwerks und der Gewinnung von Auszubildenden.

70 Wolfram Fischer, *Handwerksrecht und Handwerkswirtschaft um 1800. Studien zur Sozial- und Wirtschaftsverfassung vor der industriellen Revolution*, Berlin 1955, S. 18f.

71 Ernst Klein, *Der Staat als Unternehmer im saarländischen Steinkohlenbergbau (1750–1850)*, in: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 57 (1970), S. 323ff.

72 Zu Maximilian von Montgelas: Gerhard Pfreundschuh, *Kampf der Verfassungssysteme in Baden und Eberbach im 19. Jahrhundert*, in: EG 122 (2023), S. 92; siehe auch: Eberhard Weis, *Montgelas – Der Architekt des modernen bayerischen Staates 1799–1838*, München, 2005.

73 Fischer, *Handwerksrecht*, S. 40.

74 Das wäre ein weites Forschungsfeld. Hier müssen Antworten offen bleiben.

75 Erlebt und gesehen habe ich das „auf dem Bau“, wo beispielsweise ein Geselle einem Lehrling wegen eines Widerworts eine blutige Nase verpasste. Bei meinem Großvater Georg II. Pfreundschuh, dem Notar, wohnte in den 1920er-Jahren ein Verwandter aus Uissigheim, um in Neckargemünd eine Schlosserlehre zu machen. Er wurde vom Meister oft geschlagen; bis mein Großvater hinging und sich beschwerte. Danach ist es besser geworden.

Betrachten wir eine andere Kehrseite der Ehrbarkeit; es ist die „unehrliche bzw. uneheliche Geburt“. Ein „Bankert“ konnte weder Lehrling, noch Geselle oder Meister werden⁷⁶: „*Ohne ,ehrliche Geburt‘ gab es keine ,Ehrbarkeit‘. [...] die ,Ehrbarkeit‘ aber ist der Kern des handwerklichen Ethos*“⁷⁷. Ganze Gewerbe oder Tätigkeiten wurden als „unehrlich“ gebrandmarkt. Das waren nicht nur die Henker und Schinder, sondern auch die Bachfeger und Gassenkehrer. Noch der allseits bekannte, angesehene und aufgeklärte Jurist, Historiker und Staatsgelehrte Justus Möser (1720–1794) fand es „*sehr empfindlich, dass Kesselbüßer, Schornsteinfeger, Lotterbuben und andere dergleichen Abenteurer der Handwerksehre teilhaftig werden sollen*“⁷⁸. Weiter heißt es bei Stadelmann: „*Für die Mehrzahl der Handwerksburschen bleibt jedoch das alte Ethos ihrer Korporationen bis weit ins 19. Jahrhundert hinein voll gültig*“⁷⁹. Erst nach dem Ende der Zünfte sind auch deren „Ehrbarkeitsvorstellungen“ langsam abgestorben.

Das werden wir uns genauer im zweiten Teil „Das Handwerk – heute und morgen“ in der nächsten Ausgabe des Geschichtsblatts anschauen. Dabei beginnt das „Heute“ im 19. Jahrhundert mit dem Ende der Zünfte (Gewerbefreiheit u.ä.) und dem Aufstieg der Technik im heutigen Sinn (Manufakturen, Dampfmaschinen, Fabriken).

76 Der Ausdruck „Bankert“ ist im Dialekt noch sehr geläufig. Es ist ein nicht im Ehebett, sondern außerehelich „auf der Bank“ gezeugtes Kind und war bzw. ist ein oft gebrauchtes Schimpfwort, vgl. Rainer Hofmeyer, Eberbacher Sprachschatz – Schimpfwörter und ähnliche Begriffe in kurpfälzischer Mundart, in: EG 121 (2022), S. 58.

77 Stadelmann / Fischer, Bildungswelt, S. 81.

78 Ebenda, S. 82 (mit Nachweis der Fundstellen bei Justus Möser, Patriotische Phantasien, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe in 14 Bänden (in 16 Teilen), Oldenburg/Osnabrück 1943, digitales Beispiel: https://www.deutschestextarchiv.de/book/view/moeser_phantasien02_1776/?hl=Ke%C5%BF%C5%BFelbu%C4%A4%C5%BF%C5%BFer&p=306, letzter Aufruf 04.04.2024, dort S. 288 unten sowie S. 289).

79 Stadelmann / Fischer, Bildungswelt, S. 77.

Der Verfasser

Gerhard Pfreundschuh, geb. 1941 in Heidelberg, studierte Geschichte, Recht und Wirtschaft (1. juristische Staatsprüfung in München, 2. in Stuttgart, Dipl.-Volkswirt in Mannheim). Mit einem verfassungs-geschichtlichen Thema promovierte er bei Roman Herzog zum Doktor der Verwaltungswissenschaften (Dr. rer. publ.) in Speyer („Entstehung und Merkmale des frühen Rechtsstaats“).

Nach Wehrdienst (Major d.R.) und Studium trat er in die Innenverwaltung Baden-Württemberg ein. Danach war er Erster Bürgermeister in Wertheim und von 1981 bis 1997 Landrat des Neckar-Odenwald-Kreises in Mosbach/Baden. Von 1998 bis 2008 war er in Heidelberg Leiter des Steinbeis-Transferzentrums Kommunales Management der Steinbeis-Stiftung Baden-Württemberg. Schwerpunkt war die Untersuchung öffentlicher Sozialer Hilfen in Kommunen und Ländern. Dazu wurde der Lehrgang „Fachanwalt Sozialrecht“ erfolgreich abgeschlossen.

Er ist seit 1966 mit Birgit, geb. Kellmann, verheiratet. Sie haben vier Kinder.

